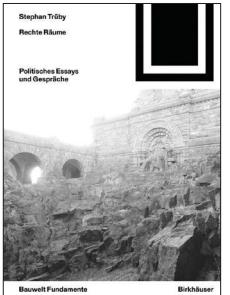


Rechte Räume. Politische Essays und Gespräche



Berlin (Birkhäuser)
2020 (Bauwelt Fundamente)
288 S., EUR 29,95

Text: Patricia Grzonka

Stephan Trübys *Rechte Räume* ist eine Publikation zur richtigen Zeit. Die politische Krisenstimmung der letzten Jahre, ausgelöst durch die Delegitimierungsstrategien von konservativ-populistischen EU-Staaten wie Polen, Ungarn und Slowenien, sowie die verheerende Präsidentschaft Donald Trumps haben Zweifel an der Tragfähigkeit demokratischer Regierungsformen aufkommen lassen. Also ob dem nicht genug wäre, tat die Corona-Pandemie ein Übriges, um verengte Sichtweisen, persönliche Ängste, Verschwörungstheorien und ungezügelte Machtfantasien an die Oberfläche politischer Debatten zu befördern. Der Kulturbereich ist von diesen Ängsten nicht ausgenommen, und so konnten in den letzten Jahren auch hier diffuse Übergriffe von rechten Gruppierungen im Namen fragwürdiger politischer Agenden verzeichnet werden. *Rechte Räume* hilft dabei, sich zu orientieren.

Das Buch versammelt eine Reihe von Essays zu den Themen Architektur und Stadtplanung. Untersucht wird, wie rechte Politik durch ideologisch verstandene „Baukultur“ ihre Sphäre auszudehnen versucht. Die beleuchteten Phänomene sind vielgestaltig und transportieren teilweise uraltes Gedankengut. Die zentrale Frage dabei ist, wie „rechte Räume“ überhaupt definiert werden können, und zwar sowohl konkret in der gebauten Umwelt als auch in theoretischen Konstrukten.

Zunächst scheinen die Attribute „rechter“ Architektur leicht zu benennen zu sein: Modell ist ein traditionalistisches Kulturverständnis, Baukultur wird ohne die Moderne gedacht. Dabei geht es häufig nicht um Technoskepsis, sondern um ein simples Formenvokabular, das eine*n glauben macht, in der mittelalterlichen Welt der Ritterburgen und Landgüter stehen geblieben zu sein: eine Welt mit Giebdächern und Haustypen in traditioneller Ziegel- oder Holzbauweise. Konservative Baukultur ist kein Alleinstellungsmerkmal rechter Politik, aber die retrogewandte Rhetorik argumentiert nicht nur innerhalb eines gesellschaftlich sanktionierten breiten Bauverständnisses, sondern impliziert oft völkische oder rassistische Ideologien. Trüby bringt dabei im Kapitel „Architektonische Metapolitik. Von letzten und nicht ganz so letzten Deutschen und ihren Räumen“ das Beispiel neurechter Dorfgemeinschaften, die sich im Osten Deutschlands in bestehende Gemeinden einnisten und dort politisch aktiv werden. Die rechtspopulistischen Feldzüge, die überall nach einem ähnlichen Schema geführt werden, sind zum mindesten eines: enorm unterkomplex und bedienen sich dabei eines vereinfachten Weltbilds.

Dazu gehört beispielsweise die neurechte Agitation gegen den Moscheenbau, der in Deutschland von der AfD, in der Schweiz von der SVP oder in Österreich von der FPÖ verfolgt wird. Zu dieser „Metapolitik europäischer Rechtspopulisten“ gesellen sich auf der anderen Seite „bestimmte“ bauliche Phänomene wie von der Moderne unberührte Siedlungen oder „innerstädtische Rekonstruktionsvorhaben“. Historisches Bewusstsein und ein Verständnis lokaler Bautraditionen lassen sich auch hier nicht generell abstreiten, aber die Beschränkung der Form auf einen simplen, vormodernen Baustil, wie wenn es niemals irgendeinen Bruch gegeben hätte, grenzt an Geschichtsklitterung und transportiert ein „falsches“ Bewusstsein, das mit aufgeklärten, demokratischen Gesellschaften nicht vereinbar ist. Auch dies macht Trüby deutlich, vor allem in seiner Recherche zum Wiederaufbau der Frankfurter Altstadt, wo er in viel beachteten Artikeln zunächst für die *Frankfurter Allgemeine Sonntagszeitung* 2018 und später für *ARCH+* eine Debatte entfachte, die hohe Wellen schlug. Er entlarvte die neue Frankfur-

ter Altstadt als politische Initiative von Rechtsradikalen, der auch die schwarze Koalition ihren Segen erteilt hatte. Aber auch andere, nicht minder beunruhigende Phänomene wie die „Architekturen des durchdrehenden Neoliberalismus“ sind Thema des Buchs. Anhand des Immobilienpekanten Donald Trump wird gezeigt, wie „Finanzarchitektur“ aussieht – nämlich goldglänzend – und wie sie historisch mit wirtschaftlichen Deregulierungsverfahren wie der Auflösung des Bretton-Woods-Abkommens 1973 verknüpft ist. Trump hat dabei ironischerweise seinen Vater Fred C. Trump gleichsam *rechts* überholt, der als Profeiteur von Roosevelts New Deal zwischen 1935 und 1942 2.000 „Trump Houses“ in Brooklyn errichtet hatte.

Neben diesen gut dokumentierten, sowohl informativen als auch pointiert geschriebenen Kapiteln ist es jedoch vor allem der grundlegende Theorieteil, der das Buch bemerkenswert macht. Originell, so zeigt sich, sind weder die Argumentation rechtsradikaler Apologeten noch deren architektonische Produkte: „Alten Wein von neuen Flaschen oder eine ‚Neue‘ Rechte gibt es nicht“, lautet denn auch Trübys Fazit. Denn im Bemühen, ihre Ideologien mit Theorie zu untermauern, wird oft auf einschlägig bekannte Autor*innen zurückgegriffen: Wilhelm H. Riehl, Armin Mohler oder Alexander von Senger. Namen, die wir lieber nicht kennen würden, die Trüby aber aufwendig recherchiert und mit Quellen belegt hat. Deren Nähe zu rassistischem, autoritarem und revisionistischem Gedankengut hat bereits Generationen einschlägiger Provokateure beeinflusst.

Erschreckend dabei ist, dass die Argumente in diesen Diskursen sich überall gleichen und dabei rechten Themenkatalogen folgen, die von Umberto Eco einst als „urfascistisch“ entlarvt wurden. Trübys erhellendes und mutiges Buch hilft dabei, die subtilen zersetzenden Botschaften hinter den simplistischen Argumenten zu erkennen.

Negierte Lust. Die Klitoris denken



Text: Michael Hauffen

Philosophie und Lust unterhalten schon immer enge Verbindungen. Was in der Antike als fruchtbare Begehrungen erscheint, wird allerdings im Christentum fanatisch negiert. Im Zuge der Aufklärung änderte sich das zwar wieder, es dauerte jedoch weitere Epochen, bis der Existentialismus mit Jean-Paul Sartre erstmals die Berücksichtigung der Sexualität als „notwendig“ erkannte und die Ektion von Penis und Klitoris (sic!) zur Sprache brachte. Simone de Beauvoir war dann die Erste, die der Vulva eine eigene Bedeutung verlieh, und ihr Werk *Das andere Geschlecht* ist auch derjenige historische Moment, den Catherine Malabou als entscheidenden Wendepunkt im theoretischen Selbstverständnis der Frau begreift.

Denn Beauvoir bezieht nicht nur gegen die Rolle der Frau als zugleich ängstigendem und vom Mann zu unterwerfendem Wesen entschieden Stellung, sondern weist darüber hinaus die Theorie vom Geschlechterkampf, die auf Hegels Dialektik von Herr und Knecht beruht, als unzulänglich zurück. Während die Vagina als genaues Pendant zur männlich aneignenden Lust und dem Primat der Fortpflanzung dienendes Organ verstanden werden kann, ist es nach ihrer Auffassung die Klitoris, die sich dieser Logik widersetzt, indem sie unabhängig vom eindimensionalen Triebziel lustvolle Empfindungen ermöglicht.

Diesem Insistieren auf einem genuin weiblichen Organ begegnete die erst

im Lauf der Frauenbewegung entstandene Gendertheorie mit dem Vorwurf des Essentialismus – in dem Versuch, „Weiblichkeit“ als rein soziale Konstruktion zurückzuweisen. Wenn Malabou dem ein „Feminines“ entgegenhält, das sehr wohl an das Vorhandensein eines Organs (und seiner Verdrängungsgeschichte) gebunden ist, bestreitet sie jene Rollenbilder und die Erfindung ihrer angeblich natürlichen Grundlagen keineswegs (auch Beauvoir hat das nicht getan); sie sieht jedoch im weiblichen Körper ein besonderes Vermögen, eine somatische Qualität, die einen Unterschied macht, und tritt für deren Widerstandspotenzial ein.

Von da aus durchläuft der Text in Kurzform eine Reihe von Marksteinen feministischer Theorie. Es versteht sich, dass auch die Auseinandersetzungen innerhalb der Psychoanalyse hierbei nicht fehlen können. Freuds Erforschung der Sexualität implizierte zwar die Erkundung jenes „dunklen Kontinents“, den die Frau mit ihren beiden Sexualorganen darstellte, dennoch konstruierte er seine Theorie entlang des Phallus. Einige seiner Schüler*innen kamen zu anderen Schlüssen, widersprachen etwa der Theorie des „Penisneids“. Ein eigenes Kapitel widmet Malabou dem von Jacques Lacan organisierten Kongress über weibliche Sexualität, auf dem Françoise Dolto 1960 widerstrebend das Primat des Penis anerkannte,

indem sie die Notwendigkeit betonte, dass das Mädchen die klitorale Lust zugunsten der vaginalen aufgibt. Lacan verachtete die Theorie Simone de Beauvoirs, und seine Schüler*innen wagten ihm offenbar nicht zu widersprechen.

Die kurz behandelten Positionen von Luce Irigaray und Carla Lonzi, aktueller die von Paul B. Preciado, gehören einer Reihe vehemente Einsprüche gegenüber dieser Arroganz an und repräsentieren einen Prozess weiblicher Subjektivierung, den die offizielle Psychoanalyse offenbar bis heute nicht akzeptieren kann, wie den aktuellen Erfahrungsberichten von Preciado mit bestürzender Deutlichkeit zu entnehmen ist.

Nicht weniger wichtig dürfte aber der Umgang mit der Klitoris sein, der jenseits westlich geprägter „Normalität“ zu registrieren ist: Die verbreitete Praxis der Klitorisbeschneidung – aktuell davon betroffen sind 200 Millionen

Frauen, 44 Millionen jünger als 15 Jahre – wird von Seiten der WHO seit den 1970er-Jahren als „Verstümmelung“ verurteilt. Die Opfer sprechen selten darüber, da der soziale Druck dies nicht zulässt. Wenige Erfahrungsberichte, wie jene der Afroamerikanerin Alice Walker, schildern die damit verbundenen, beinahe tödlichen Schmerzen und die lebenslange Traumatisierung. Allerdings wird auch hier neuerdings ein Zweifel laut: ob nicht die Benennung „Verstümmelung“ ihrerseits eine Form der Stigmatisierung und Herabsetzung, sowohl der Betroffenen als auch von deren Kulturen sei. Ist also womöglich die Sprache der Emanzipation eine weitere Form kolonialistischer Missachtung? Und was ändert sich in diesem Geflecht von Fremd- und Selbsteinschätzungen durch jene Formen der unfreiwilligen operativen Umwandlung von Sexualorganen, deren Ausmaß durch die Aufmerksamkeit für Transgenderthemen erst seit Kurzem überhaupt deutlich wurde?

Um die Hindernisse aus dem Weg zu räumen, die sich einem freien Umgang mit der Lust entgegenstellen, wird sich also die Philosophie selbst weiter hinterfragen müssen. Malabou nimmt diese Herausforderung nicht zuletzt im Verfolgen der Spur an, die mit Jacques Derridas unnachgiebiger Dekonstruktion der „Phallogokratie“ als herrschender Denkweise begonnen hat und die Selbstgewissheiten, die aus der Leugnung des Schmerzes der anderen gewonnen werden, zu Fall zu bringen versucht. Ihr Plädoyer für eine klitorale Zone des Logos nutzt das Potenzial der Philosophie, Binarismen zu transzendieren, und bildet dafür selbst ein plastisches Beispiel. Die Klitoris erlaubt es demnach, den Abstand zwischen Begehr und Befriedigung zu verstetigen – sie wäre ein Sinnesorgan, das Gelegenheiten registriert, verfestigte Phantasmen in Fluss zu bringen.